
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 175 Bydgoszcz / Bromberg, 4. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von **Adolph Johannes Fischer.**

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jagd durch die taghelle Nacht. Zwischen den abgründigen Gebirgen hundertstöckiger Häuser. Seit deutscher Erfindergeist die Tiefenverankerung der Fundamente ersonnen hat, haben auch wir auf unserem weicheren Boden jene Hochbauten, die sich vormals nur Amerika auf seinen Felsen leisten zu können schien.

Wir rasen in den gepanzerten Autos durch die flammenden, farbensprühenden Schluchten der Verkehrsstraßen. Das unterbrochene Feuerwerk der nächtlichen Lichtreklamen blitzt brausend an den Turmhäusern empor, grell leuchtende Luftschiffe ziehen gespenstisch feurige Linien am Himmel und malen wie auf dunkelblauem Glase Glutschriften auf das Firmament, riesig zeichnen unsichtbare Geisterhände ein neuzeitliches, loderndes Mene-Tekel, aber lächerlichen Inhalts; es sind Lobpreisungen von Zahnpasten, Haarwuchsmitteln und Schönheitscremen, welche die geheimnisvollen ewigen Sterne, die Millionen von Welten da oben, grotesk verdrängen und zum Verbleichen bringen. Scheinwerfer schwirrender Luftlimousinen blitzen wie dahinschwebende ungeheure Leuchtkäfer über die flachen Dächer der Hochbauten, Lautsprecher brüllen, Volk drängt sich auf freien Plätzen vor den öffentlichen Tonlichtsendern, welche die Ereignisse der letzten Stunden in hastendem Wechsel aus aller Welt verkünden, unsere Wagen gleiten unaufhaltsam dahin, die Registrieruhr zeigt fünfzehn Minuten der Fahrt, gleich werden wir am Ziel sein.

Zweiundvierzigster Bezirk Ost.

Sechzigste Straße.

Alleen, öffentliche Parks, aber dann zu beiden Seiten wieder die gigantisch aufragenden Mauern der vielstöckigen Hochhäuser mit ihren Tausenden von flammenden Augen.

Nummer 371.

Sieben Einfahrtstore durch die Grundmauern des Gebäudes in rückwärts gelegene Arbeitshöfe.

Dort strahlen erleuchtete Glas-Eisenhäuser, Laboratorien, Werkstätten.

Vor uns ist die Lichtaufschrift:

„German May."

Nichts Geheimnisvolles, alles ganz gewöhnlich, wie in tausend anderen alltäglichen Betrieben.

Auch unseres Schutzaufgebotes, der Panzerautos und der bewaffneten Mannschaft, hätte es, wie es scheint, nicht bedurft, denn nichts ist erfolgt, was nach Gefahr, nach Nachstellung aussah. Nichts geschieht. Keine Bombe explodiert, kein Hochspannungsdraht fällt auf uns nieder, keine verdächtig aussehende Gestalt kreuzt unseren Weg, kein Maschinengewehrfeuer knattert uns entgegen, kein unbekanntes Flugzeug stürzt auf uns herab, keine Mauer, kein Schuppen fliegt vor uns in die Luft

Motorengesurr tönt zu uns heraus, das bekannte, feine Singen der Ventilatoren chemischer Laboratorien erfüllt die Luft.

Der automatische Melder hat uns bereits drinnen angekündigt

Ein junger Mann, blaß, übernervös, bebrillt, offenbar stark kurzsichtig, tritt heraus, grüßt mit linkischer Verbeugung.

„Ist Herr German May hier?" frage ich.

Achselzucken, bedauerndes Kopfschütteln.

„Leider, mein Herr, unser Chef ist bereits seit drei Wochen verreist."

„Aber . . . er hat doch nach uns geschickt!"

„Er hat . . . wie? . . ." fragt der junge Mann mit hochgezogenen Brauen und dem Ausdruck grenzenlosen Erstaunens. „Einen Augenblick, bitte!"

Er tritt in die Nische, seitlich des Tores, kommt sogleich wieder.

„Herr German May ist nicht hier, mein Herr, weder in den Laboratorien, noch in seiner Wohnung. Bitte, überzeugen Sie sich selbst, rufen Sie an, benützen Sie den Fernseher!"

Breitwillig macht er uns vor der Schalttafel Platz.

„Danke, unnötig, mein Herr! Wissen Sie überhaupt nicht, wohin German May gereist ist?"

„Leider — nein. Der Chef pflegt uns nie seine Adresse mitzuteilen, wenn er wegfährt."

Willy und ich wechseln einen Blick.

Dieser Mensch hier ist ehrlich!

Also sind wir umsonst hierhergefahren.

Boris Petronow, der russische Gesandte, hatte recht, seine Instruktionen waren vorzüglich.

German May scheint verschwunden.

Und dennoch hat er meine Hilfe angerufen!

Wohin aber soll ich ihm diese Hilfe bringen?

Der junge Mann vor uns rückt an seiner Brille

„Ich danke Ihnen", sage ich.

Jener zuckt bedauernd die Achseln.

Wir treten die Rückfahrt an.

Sofort, indessen unsere Autos zurücksausen, stelle ich die drahtlose Verbindung mit unserer Zentrale her.

Der Chefsekretär vom Dienst meldet sich.

„Auskunftstelle", verlange ich — rufe an:

„Jene Person, deren Adresse Sie um zwanzig Uhr dreißig an mich gegeben haben, ist abgängig. Verstehen Sie alles?"

„Vollkommen."

„Sofort Recherchen in ganz großem Stil!"

„Wird augenblicklich befolgt."

Ich schalte aus.

„Nun, Willy," sage ich zu dem neben mir im Wagen sitzenden Freund, „es läßt sich für uns einstweilen nichts tun als warten. Laß uns schlafen gehen! Wenn auch nur für ein paar Stunden. Bald beginnt ein aufregender Tag. Wir haben schwere Arbeit vor uns. Ich weiß noch nicht, was aus all dem werden wird."

Wir fahren im Hause bis zum Privattrakt, passieren die Wachen.

In der Halle erwartet mich Viktor, mein Privatsekretär.

„Was Neues, Viktor?"

„Die gnädige Frau Großmama ist zu Besuch."

Ich blicke Willy an, er teilt mein Befremden.

Habe ich recht gehört?

„Jeder Mensch, Willy, hat doch wohl, glaube ich, höchstens zwei Großmütter?"

„Wenn er verheiratet ist, Fred, können es auch vier sein. Aber du bist ja ledig!"

„Nun — meine eine Großmutter ist, wenn ich nicht irre, vor fünfzehn Jahren gestorben."

„Und die zweite?"

„Die war schon tot, als ich zur Welt kam".

„Dann bin ich wirklich neugierig, welche von beiden heute aus dem Grabe zurückgekehrt ist — warum!"

„Sieht die Dame gefährlich aus, Viktor?" fragt Willy.

„Nein! Ein ganz kleines Persönchen, alt, gebrechlich, mager wie ein Gerippe."

„Wo ist meine Großmutter jetzt?" erkundige ich mich.

„Im Empfangsraum."

„Bleibt jedenfalls ihr beide bei mir, Willy und Viktor! Man kann nie wissen."

Eine kleine, alte Dame in grauem Staubmantel, bebrillt, lange, weiße Locken im Genick, verschwindet fast in einem der breiten Klubsessel.

„Großmutter?" frage ich, auf die seltsame Anmeldung eingehend.

Sie nickt grüßend herüber, ohne sich zu erheben. Nie in meinem Leben habe ich dieses Gesicht gesehen. Ich stelle fest: Spitze Nase, zahnloser, eingefallener Mund, aber Augen! Faszinierende Verräter außergewöhnlicher Energie.

„Fred?" fragt eine dünne, hohe Greisenstimme.

Ich trete allein näher.

„Wer sind diese beiden hier?" meckert die Alte. „Sie sind doch wohl verläßlich? Und sonst ist niemand hier?"

„Niemand sonst, Großmutter! Und diese beiden sind verläßlich!"

„Gut!"

Sie läßt den Staubmantel von den schmalen Schultern gleiten. Diese Modeanzüge sind jetzt so gleichgeschlechtlich geschnitten, daß das Wesen vor mir ebensogut ein Mann wie eine Frau sein kann.

„Bin natürlich keine Großmutter", lächelt der sonderbare nächtliche Besuch

„Sondern?" frage ich gespannt.

„Bin German May!"

Wir gehen auf meinen Vorschlag hin rasch in das kleine Teezimmer hinüber, dort steht jederzeit kaltes Büfett.

Und jetzt sitzen wir zu viert um die Tafel — ohne Bedienung, mit unserem geheimnisvollen Besuch, mit German May.

„Herr May!" sage ich. „Nun werden wir also endlich Antworten auf gewisse Fragen bekommen, die uns in den letzten Viertelstunden aufgegeben wurden?"

„Fragen?" German May blickt mich starr und forschend an. „Fragen?" wiederholt er. „Ja? Ich denke, ich komme zu Ihnen, um Fragen an Sie zu stellen. Aber Antworten auf Fragen sind nach dem Kausalgesetz, einer alten, aber ewig gültigen Erkenntnis, nichts anderes, als wieder und immer wieder Grundlagen zu neuen Fragen! Lösungen von Rätseln sind Ursachen neuer Rätsel. Die Enthüllung eines Geheimnisses ist diesem Gesetz zufolge nicht weniger und nicht mehr als einerseits das letzte lösende Glied für dieses Geheimnis, anderseits zugleich das erste Glied einer neuen Reihe von Mysterien!"

„Und doch", erwidere ich, wünschen wir nichts Dringenderes, als klare, restlose Antwort auf alles das zu bekommen, was sich für uns in den aufregenden Sensationen dieser letzten Viertelstunden verbirgt. Antworten! Herr German May! Nicht neue Fragen!"

„Aufregende Sensationen?" murmelt die hohe Greisenstimme. „Ich wüßte nicht — noch nicht —, außer...?" Er zieht die weißen Brauen empor, was seinem Gesicht den Ausdruck einer unheimlichen Maske verleiht. „Außer...", er legt ein Sandwich, das er eben zum Munde führen will, auf den Teller zurück, „...außer... Stefan?... Stefan ist nicht zu mir gekommen!... Stefan? Ist etwas mit Stefan?"

„Stefan?" frage ich. „Wer ist Stefan?"

„Mein Bruder! Viel jünger als ich! Es war ausgemacht, daß er an meiner Stelle zu Ihnen gehen und mir um dreiundzwanzig Uhr berichten sollte. Irgend etwas hat ihn verhindert, pünktlich zu sein. Darum bin ich jetzt selbst bei Ihnen, Herr Jansen. Es ist eigentlich leichter gegangen als ich angenommen habe."

„Trug Ihr Bruder Sportdreß? Weißes Flanellhemd mit Türkisknöpfen?"

„Gewiß!"

„Dann, Herr German May — bitte, fassen Sie sich! Wir müssen Ihnen schlechte Kunde bringen: Ihr Herr Bruder ist tot!"

Der kleine, alte Mann springt aus dem Klubsessel wie von einem elektrischen Schlag getroffen. Seine Züge verzerren sich. Tränen rinnen über seine runzeligen Wangen.

„Stefan ist tot?" kreischt er gellend — und immer wieder: „Stefan ist tot? Tot? . . . Tot?"

Er ergreift die Karaffen, die Teller, die Gläser, die Schalen, die Silberbestecke und schmettert ein Stück nach dem andern zu Boden.

Erschüttert blicken wir diesem verzweiflungsvollen Ausbruch des Schmerzes zu. „Das haben die Ölleute getan!" heult er jammerzerrissen. „Die Ölleute, die Ölleute! Oh, Stefan! Stefan! Oho! Ich werde dich rächen, Stefan! Auf den Knien sollen sie vor mir liegen, die Petroleumkönige! Die Benzingötzen! Die Motorenvizlipuzlis! Auf den Knien sollen sie liegen und um Gnade winseln, und dann will ich ihnen den Todesstoß geben! Und sagen: Das ist für Stefan!"

„Sie beschuldigen den Öltrust? Alle Ölleute?" ruft Willy.

„Alle?" schreit German May. „Was weiß ich, ob ich alle beschuldige? Sicher ihr Haupt, den Kopf des Trustes, den Parvenü aus der Unterwelt, den Sergis Natas!"

Der kleine Greis steht mitten in einem Berg klirrender Scherben, die er mit den Füßen zerstampft, als wären sie seine Feinde, die Mörder seines Bruders.

Schließlich wirft er sich in einen Sessel und schluchzt, zusammengekauert, in sich hinein. Dabei schüttelt es seinen ganzen gebrechlichen Körper.

„German May! Fassung! Fassung! Auch der größte Schmerz wird Ihren Bruder nicht mehr lebendig machen!"

„Sie haben recht", sagt er plötzlich mit schrecklicher Ruhe, völlig verändert. „Sie haben vollkommen recht, mein Herr! Jetzt heißt es handeln! Sofort! Auf die Minute!"

Plötzlich erblickt er die Verwüstung, die er angerichtet hat. „Oh, das stammt von mir? Entschuldigen Sie! Ach, es ist keine Kleinigkeit, seinen Bruder zu verlieren . . . den einzigen Menschen, den man lieb gehabt hat . . .", er führt mit der Hand eine Geste aus, als winke er sich selber ab, und verstummt.

„Darf ich Ihnen berichten?" frage ich nach einer Pause.

„Ja, ja", fährt er auf. „Bitte! Natürlich, berichten Sie! Ich kann mich schon wieder konzentrieren."

Ich erzähle, was geschehen ist.

German May hört mit versteinertem Gesicht zu. Als ich geendet habe, sagt er mit unheimlicher Ruhe:

„Sie werden von mir alle Dokumente bekommen. Und alles, was logischerweise die Urheber dieses Mordes entlarvt. Ich weiß die Urheber! Es sind die Ölleute! Aber was nützt Logik vor dem Gesetz? Sie ist kein Beweis. Hier versagt das autoritative Recht! Es hilft mir nicht! Hier muß ich selber Gesetz sein! Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und wenn hundert geholfen haben, meinen Bruder zu ermorden, so verurteile ich hundert zum Tode! . . . Wir werden ja sehen, wer der Stärkere ist, ich oder die Hundert!"

Er schöpft Atem, eiserne Energie, irrsinniger Haß glüht in seinen Augen.

„Sie werden, Herr Jansen", fährt der Kleine fort, „alles veranlassen, was nötig ist . . . die Freigabe der Leiche nach der Autopsie . . . die Beisetzung . . . ich will von meinem Werk nur so viel Minuten fern bleiben, als ich brauche, um dem, was von meinem Bruder noch übrig ist, die letzten Ehren zu erweisen . . ." Seine Augen färben sich plötzlich unheimlich schwarz, seine Brauen ziehen sich zusammen, sein Antlitz erinnert an das eines höllischen Götzenbildes. „Und nun zur Sache! Und wenn diese Sache ein Weltkrieg werden soll! Ich mache ihn!"

„German May?" Ich versuche den seltsamen, unheimlichen Greis zu beruhigen. „Bedenken Sie Ihre Worte! Einen Weltkrieg! Das heißt in unserem Jahrhundert und bei unseren furchtbaren Zerstörungsmitteln soviel wie: Weltuntergang! Hekatomben von Menschen! Millionen und aber Millionen Toter wegen eines Toten? Vorausgesetzt, daß das, was Sie wollen, wirklich die Macht in sich trägt, einen Weltkrieg zu entflammen?"

„Es trägt die Macht in sich, Sie können sich darauf verlassen, es trägt die logische Macht in sich, Herr Jansen! Und vergessen Sie nicht, wenn viele Millionen Menschen deswegen zu Grunde gehen, weil ich, ich allein einen Weltkrieg inszeniere, ja . . . inszeniere . . . wie man eine Revue inszeniert . . . psychologisch inszeniere . . . vergessen Sie dann nicht, bitte, daß diese Millionen Feinde, die tot sein werden, selbst an ihrem Tod schuld sind! Stefan aber war nicht selbst an seinem Tode schuld. Es gibt keinen Weltkrieg, wenn man ihn nicht will. Aber diese Bestien wollen ihn. Sie haben ihn immer gewollt! Sie werden ihn immer wollen! Sie sollen ihn jetzt haben."

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer in Straßburg.

Erzählung von **Harald von Koenigswald.**

An einem regnerischen Augusttag des Jahres 1740 fuhr ein Reisewagen, in dem vier Herren saßen, in den holperigen Hof des Gasthauses zum Raben in Straßburg ein. „Gehorsamster Diener! Euer Gnaden!" verbeugte sich tief der Wirt vor dem Fremden: „Ich hoffe, daß Euer Gnaden sich hier wohlfühlen werden . . ." Dabei musterte er mit kleinen, erfahrenen Augen die Neuangekommenen. Sie sahen aus, als ob sie manchen Dukaten im Gasthaus zum Raben lassen würden. Er rieb sich schmunzelnd die Hände. Die Zeiten waren nicht gerade schlecht, aber ein paar Dukaten mehr oder weniger . . . „Und was darf ich ins Fremdenbuch schreiben?" fragte er eifrig, aber im gleichen Augenblick fühlte er, daß gerade diese Frage aus irgend einem Grunde nicht ganz angenehm war. „Wir sind hier durchaus diskret", versicherte er schnell, „aber die Polizei verlangt es von uns, daß jeder Fremde, der sich in Straßburg einlogiert, mit seinem vollen Namen sofort gemeldet werde." „Es ist der Festung wegen, damit kein Spion sich einschleicht", setzte er wichtig hinzu. Da fing einer der Neuangekommenen an, herzlich zu lachen, ein junger Herr von vielleicht Mitte zwanzig, den die andern mit einer gewissen Zurückhaltung behandelten.

Der Wirt runzelte die Stirn. Machte sich dieser junge Herr über ihn lustig? „In Straßburg werden Spione unweigerlich gehängt!" sagte er ärgerlich. Der andere lachte noch lauter. „Will er uns damit Angst machen?" fragte eine gelangweilte Stimme, „schreibe er ruhig in sein Fremdenbuch: Monsieur le comte Dufour, kommt aus dem Preußischen, um Frankreich kennenzulernen, Graf Schaffgotsch, begütert in Schlesien . . .", eine Handbewegung gegen einen blutjungen Herrn, der neben dem Grafen Dufour saß, „Graf v. Pfuhl . . .", sagte die Stimme weiter, und die Hand zeigte auf einen Herrn mit gelbem Gesicht und Glutaugen, der wie ein Italiener aussah. Der Wirt beugte sich eifrig über sein Buch und schrieb. Mit Andacht malte er die vornehmen Namen, aber zugleich regte sich von neuem Mißtrauen in ihm, so konnten sich Habenichtse und Betrüger auch nennen und darauf rechnen, mit einem solchen Namen mehr Kredit zu bekommen — und dann, eines Tages war alles weggeblasen, der schöne Name, der Gast dazu, und der Wirt mußte seine Rechnung in den Schornstein schreiben. „Die Pässe brauche ich noch!" sagte er kurz. Er bekam sie gereicht, kleine, handgeschriebene Papiere. Der Wirt betrachtete genau das rote Siegel mit dem preußischen Wappen. „Genügen Ihm etwa die Pässe nicht?" fragte der Graf Dufour ironisch.

Der Wirt sah auf. „Der neue König in Preußen ist wohl noch sparsamer als der alte? Früher waren wenigstens die Pässe gedruckt, und auch das Siegel war größer . . ." wollte er sagen. Unter den spöttischen Augen des Comte Dufour aber schwieg er, legte die Pässe in sein Buch und wollte sich entfernen. „Halt Er!" klang des Grafen Dufours Stimme befehlend. „Wir sind nach Straßburg gekommen, um Menschen kennenzulernen, er kennt sicher ein paar Offiziere von der Garnison, die er auf den Abend auffordern kann, mit uns zu soupieren . . .?" Ehe der Wirt seine Gegenrede anfangen konnte, um dem Fremden zu sagen, daß es nicht üblich sei, französische Offiziere auf der Straße zusammenzulesen, als sei es ein Dreck, rief der Graf wieder: „Er kann einen meiner Bedienten zur Begleitung mitnehmen! Jetzt geh Er!"

Es schien aber, als solle dieser ärgerliche Gang ganz vergeblich sein. Die Offiziere zuckten die Achseln, lachten über das ungewohnte Angebot und lehnten es ab. Was ist dieser Graf Dufour, der im Raben wohnte und den sie nicht kannten! Nein, danke, sie gedachten ihren Abend besser zu verbringen! Zum Glück aber wurden Monsieur de la Crochardière und Monsieur Malosa, zwei Offiziere vom Regiment Piemont, in so vergnügter Weinlaune gefunden, daß sie die Einladung annahmen und versprachen, noch einen dritten Kameraden zum Abend mitzubringen. —

Monsieur de la Crochadière glühte in Freundschaft. Einen vorzüglichen Wein hatte der Graf Dufour aus seinem Gepäck holen lassen, einen Wein, von dem Crochardière behauptete, niemals einen ähnlichen getrunken zu haben. Auch Monsieur Malosa schwamm in Glückseligkeit. Graf Dufour versuchte ein ernstes Gespräch. „O, mon cher comte!" rief Monsieur de la Crochardière, „was reden wir von Kriegen und Waffen — Sie haben noch nicht die Straßburger Mädchen gesehen, diese entzückenden Geschöpfe, die uns Soldaten erst das Leben schön und würdig machen!"

„Ich war begierig, den Ruhm der Französischen Nation kennen zu lernen, jenes große Kapitel, durch das sich die Franzosen allen anderen Völkern überlegen fühlen!" meinte der Graf. — „Ach, was ist Ruhm!" rief Crochardière und hob leicht die Hände: „Ein paar Pinselstriche in das Buch der Geschichte, und wer weiß, ob die Farben echt sind! Das kann doch nur auf einen Hohlkopf Eindruck machen . . ., aber die Liebe! Alles Große, Schöne und Angenehme kommt aus der Liebe!"

„Wahrhaftig, die Geschichte der Französischen Nation müßte von der Liebe geschrieben werden!"

„Oh, Sie sind charmant, mon cher comte!" lachte Crochardière.

„Es müßte eine hitzige, galante Geschichte sein, von Amor, dem Flüchtigen, Wetterwendischen, nicht von Eros, dem Beständigen!"

Der Franzose war auf das äußerste geschmeichelt.

Spät abends verließen die Offiziere unter vielen Beteuerungen ewiger Freundschaft schwankend das Gasthaus zum Raben. Am nächsten Morgen brachte der Diener des Grafen Dufour einen Korb mit jenem Wein, den die Offiziere so vortrefflich gefunden hatten, in Crochardières Quartier. Ein höfliches Briefchen des Grafen lag dabei. Crochardière prahlte mit der Freundschaft des Fremden.

„Welch ein geistvoller Mensch!" rief er entzückt, „glaubt mir, er ist mehr als ein gewöhnlicher Graf! Er hätte das Zeug dazu, mehr zu sein!" — „Woher weißt du, ob es überhaupt ein Graf ist?" fragten die andern. „Lädt ein Graf Offiziere zu sich ein, die er nicht kennt? Vielleicht ist es ein Betrüger. Nimm dich in acht — er will dich aushorchen, und du wirst hereinfallen . . . !"

„Aushorchen?" dachte Crochardière plötzlich entsetzt und dachte daran, wie der Graf immer wieder von militärischen Dingen gesprochen und wie er, Crochardière, in Weinlaune manches geschwatzt hatte, was er jetzt verwünschte. Es sind oft genug Spione in Straßburg gehängt worden — und die, die sich mit ihm eingelassen, wurden kassiert . . .!

Unter den Offizieren der Festung Straßburg gingen die Reden über den Grafen Dufour den ganzen Tag hin und her. Auch der Gouverneur, der Herzog von Broglie, hörte davon, ließ sich Einzelheiten berichten, und als Crochardière ihm alles erzählt, sagte er kurz: „Natürlich ein Betrüger — man muß ihn entlarven . . . ich werde es tun, heute abend bei der Komödie soll es geschehen!"

Der Abend kam. Der Herzog von Broglie war sehr herablassend zu dem Grafen, ließ ihn deutlich fühlen, wie sehr er ihn durchschaute und wie nur seine Gnade das Verhängnis der Entlarvung noch ein wenig aufschieben könnte. Aber er war zugleich auch entzückt von der liebenswürdigen Bescheidenheit des Fremden. Wahrhaftig! — ein charmanter Betrüger!

„Wie oft", meinte der Graf Dufour mit wehleidigem Augenaufschlag, „wie oft sind doch die großen Feldherren von ihrer Zeit verkannt worden!"

Der Herzog überhörte den Spott, mit dem Dufour es gesagt hatte, und war geschmeichelt. Nun fing er an, dem Fremden seine Talente, seine Tapferkeit, all den Ruhm, den er für Frankreich erkämpft, aufzuzählen, und selbst die Archive wußte er, in denen sein Name aufbewahrt wurde. Die Art, wie der Fremde ihm zuhörte, war ihm ein Labsal. Immer mehr steigerte er sich in die Fülle seiner Titel, in die fast unbeschränkte Macht, mit der er über tausende Soldaten befehlen konnte. Ob er dem Grafen in irgend etwas gefällig sein könnte, fragte er aufgeräumt. Graf Dufour bat, den Machtbereich des Herzogs, die Festungswerke von Straßburg, kennen lernen zu dürfen.

„O natürlich, mein junger Freund, nichts ist leichter als das!" rief der Herzog begönnernd. „Kommen Sie morgen, man wird Sie durch die Festung führen, und auch die Parade meiner Truppen sollen Sie sehen!"

Der Graf Dufour besah sich die Festung, sah auch die Parade an, bedankte sich höflich für den Genuß, verabschiedete sich bei dem Herzog und ging. Bald aber, nachdem der Fremde in der Menschenmenge untergetaucht war, wurde ein Soldat, der erst vor kurzem angeworben war, vor den Herzog gebracht. Er behauptete, der Fremde, den er eben neben dem Herzog bei der Parade gesehen, sei niemand anderes als der König von Preußen. Er habe früher in preußischen Diensten gestanden und dabei den jungen König so oft gesehen, daß ein Irrtum nicht möglich sei . . .

„Ich habe es geahnt!" rief der Herzog in mühsamer Fassung, „ich habe es geahnt! Warum hat mir das niemand eher gesagt!"

Als ein Bote des Herzogs ins Gasthaus zum Raben kam, um den König höflichst einzuladen, der Gast des Gouverneurs zu sein, stand der Reisewagen schon wieder bepackt im Hof, und während der Herzog noch händeringend damit beschäftigt war, anzuordnen, wie man den hohen Gast würdig empfange, rollte der Wagen schon aus den Toren Straßburgs heraus. Nur der Graf v. Pfuhl — es war des Königs Vertrauter Algarotti — blieb zurück, um dem Herzog höflichst seine Aufwartung zu machen und seinen Herrn zu entschuldigen.

Es sank alles zurück, was Spiel war. Eine große Feierlichkeit kam über Friedrich, indem er sich nun anschickte, auf kürzestem Wege nach Wesel zu reisen, um sich als König von Preußen huldigen zu lassen.

Der Profoß meint's gut.

Eine Landsknechtsschnurre von Eilhard Erich Pauls.

Ihm täte dabei nur das Mädchen leid, sagte der Gefangene. Da pfiff der Profoß durch die Zähne und lachte seinen guten Landsknechtskameraden aus. Denn das war ja nun keine leichte Sache, wenn es einem um ein Mädchen ginge und müßte doch mit Seilers Tochter Hochzeit halten. Ob es denn so schlimm wäre, fragte der Landsknecht. Da hielt ihm der Profoß seine Sünden vor. Daß ein Landsknecht einmal mit einem guten Kameraden einen Streit hotte, kam ja vor, und es war dann nur ein Unglück, wenn es dem einen dabei nicht ganz gut erginge, auch ein wenig Blut flösse. Um die Würfel ging es dann oder die Mädchen, aber beidemal, weil einer von beiden guten Kameraden falsch gespielt hatte.

Selbstverständlich gab der Profoß zu, daß Landsknechte allemal Kameraden wären, auch wenn der eine ein Knecht und der andere ein Offizier wäre. Bloß, daß man so etwas doch nicht im Dienst anfinge. Dieser Landsknecht aber stand vor dem Zelt seines Obristen Wache. Da kam der Fant, das aufgeputzte Kerlchen, des Obristen Leutenant. „Und so kam er", lachte der Profoß. Dabei machte er den hochmütigen Hahnenschritt des Leutenants nach, daß auch der arme Kamerad, der im Handeisen steckte, sich klirrend auf die Schenkel schlug. „Und da hab' ich ihn ein bißchen gekitzelt", sagte der Gefangene, was das Kerlchen auch schön zu tun hätte mit seinem Mädchen, wäre des Schulzen Tochter hier im Dorf, „kriegt einen schönen Batzen mit."

Aber da wurde der Profoß ernst. „Dafür mußt du morgen baumeln", sagte er, und daß dies des Obristen Befehl wäre. Der gute Kamerad zuckte die Achseln, müsse er eben zu sterben wissen. Nur daß ihm das Mädchen leid täte.

Da stellte ihm der Profoß eine Flasche Wein handgerecht und einen Schnitt Brot und einen Teller Butter dazu, daß er sich tröste. Der Profoß prüfte die Handschelle, sagte noch, daß es wohl genüge, denn draußen stünde die Wache. Und dann ging der Profoß. Aber er ging nicht aus dem Zelt, wo draußen die Wache stand. Er drückte sich hinten hinaus. Die Wache brauchte auch nicht immer zu wissen, daß er seine eigenen Wege ginge. Aber vor dem frühen Morgen käme er wohl nicht zurück, immer noch früh genug, um dem guten Kameraden die Seilerstochterhochzeit zu rüsten.

Der gute Kamerad, eine Hand im Handeisen, die andere frei — und draußen stand die Wache —, trank zum Trost den Wein, und die Flasche war bald leer, aß in Trauer eine Scheibe Brot und ließ den Rest liegen, saß ein wenig in liebenden Gedanken, die dennoch mit dem schönen Leben abrechneten. Er kam so ganz von ungefähr mit der freien Hand auf den Butterteller, und ganz von ungefähr war es auch, daß er sich das andere Handgelenk mit der Butter einrieb, denn es schmerzte ihn ein wenig von dem Handeisen. Aber wie die Schmerzen gestillt und das Gelenk schön glatt geworden war, schlüpfte er mit der Hand aus der Schelle und wunderte sich. Aber nun war er ja frei und mußte als guter Soldat die Gelegenheit nützen. Er rieb sich die Nase, er griff nach seinem Degen, den er umschnallte, er griff nach manchem Gegenstand. Vielleicht nur, weil er doch schon eine ganze Weile so als ein gefangener Landsknecht gesessen hatte, kam ihn ein Bedürfnis an. Er griff also nach der leeren Flasche und ließ sein Wasser in die Flasche laufen.

Mit der Flasche in der Hand drückte er sich hintenrum dort zum Zelt hinaus, wo es ihm der Profoß vorgemacht hatte. Draußen stand das Pferd des Profoß, ein Schecke, weiß und falbgefleckt, angebunden. Das ließ der Kamerad nicht stehen und ritt still durch die Lagergassen.

„Halt!" schrie die Torwache. Was er wolle, hier käme keiner raus.

„Ach", sagte der Kamerad, „der Profoß ist krank geworden, rechts hinten, wo die Niere sitzt. Da muß ich mit seinem Wasser schleunigst zum Apotheker in die Stadt. Laßt mich nur durch!"

„Stimmt", antwortete einer der Wachsoldaten. „Es ist dem Profoß sein Schecke."

Da ließen sie den Kerl reiten. Er brauchte sein Pferd nicht gerade langsam gehen zu lassen und war noch vor Mitternacht bei seinem Mädchen und vor dem Hahnenschrei vom Schulzen in ein sicheres Versteck gebracht. Aber des Schulzen Knecht brachte den Schecken des Profoß ins Lager zurück, der gute Kamerad ließe grüßen, den Herrn Leutnant auch.



Lustige Ecke





Die raffinierte Evastochter: „H—i—l—f—e, Herr Müller, H—i—l—f—e—!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.